



„Aufgefangen und versorgt“

Interviews anlässlich

100 Jahre Salberghaus





Inhalt

Vorwort

„Man lernt früh, aufeinander achtzugeben“

Jennifer Teege, als Kind im Salberghaus von 1970 – 1973

„Der Abschied vom Salberghaus ist mir sehr schwergefallen“

Sophia, als Kind im Salberghaus von 2002 - 2007

„Es ist schwierig, aber sehen Sie es als Chance, die ihnen gegeben wird“

Imani Farah, Mutter von drei Kindern (Aufenthalt im Salberghaus von 2015 – 2017)

„Eine Inobhutnahme passiert nicht aus dem Nichts heraus“

Monika Boukari, Bereichsleitung Inobhutnahme und Bereitschaftspflege

Impressum

Herausgeberin
Katholische Jugendfürsorge der Erzdiözese München und Freising e. V. (KJF)
Adlzreiterstraße 22
80337 München
T 089 74647-0
www.kjf-muenchen.de

Verantwortlich für den Inhalt
Bartholomäus Brieller, Vorstandsvorsitzender KJF

Redaktion
Christina Beischl (One 77 Consulting), Agnes Gschwendtner (Leiterin Salberghaus)

Fotos, soweit nicht anders gekennzeichnet: © Salberghaus, Verena Kathrein



Vorwort

100 Jahre Salberghaus, das sind 100 Jahre Geschichte, oder: 100 Jahre Geschichten. Die Geschichte des Salberghaus ist von Anfang an verbunden mit den Geschichten von kleinen Kindern in Not. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite stehen die Geschichten der Familien dieser Kinder und die von vielen einzelnen Menschen, die sich mit großer Leidenschaft um diese Kinder gekümmert haben.

Einige davon haben uns anlässlich des 100. Geburtstags des Salberghaus Interviews gegeben, in denen sie Einblick in ihre Erfahrungen geben. Frau Beischl hat diese Interviews geführt und verschriftlicht.

Es ist mir ein großes Anliegen, einen offenen Blick auf Alternativen zu einer Kindheit in der Herkunftsfamilie zu unterstützen. Menschen, die einen Teil ihres Lebens außerhalb ihrer Familie verbracht haben, oder Eltern, deren Kinder zeitweilig oder langfristig fremduntergebracht sind, passen in keine Schublade. Eine Kindheit, die nicht ganz geradlinig verläuft, bringt neben Einschränkungen auch Ressourcen mit sich. Die Einordnung dieser Kinder als „arm“ oder „unterstützungsbedürftig“ bedeutet eine Stigmatisierung. Wenn auch manchmal gut gemeint, hilft dies den Kindern und Familien, die von Fremdunterbringung betroffen sind, nicht weiter. Jeder Mensch braucht mehr oder weniger Unterstützung dabei, einen guten Platz in der Gemeinschaft zu finden. Kinder und Familien mit Belastungen, die in manchen Fällen auch zur Betreuung außerhalb der Familie führen, bedürfen dabei besonderer Aufmerksamkeit und konkreter Unterstützung.

Bei den folgenden Interviews geht es im weitesten Sinne um Kindheit im Salberghaus – aus unterschiedlichsten Perspektiven. Jedes einzelne bewegt auf eigene Art und Weise.

Vielen herzlichen Dank an die Interviewpartnerinnen und Frau Beischl!

Putzbrunn, im Juli 2022

Agnes Gschwendtner

Leitung Salberghaus

Jennifer Teege

„Man lernt früh, aufeinander achtzugeben“



Jennifer Teege, die 2013 mit Ihrer Autobiografie *Amon. Mein Großvater hätte mich erschossen* bekannt wurde, berichtet in ihrem Bestseller auch von ihrer Zeit im Salberghaus. Mit uns spricht Sie darüber, wie sie die Zeit dort empfunden hat und wie sich diese Erfahrungen auf ihr Leben ausgewirkt haben.

Wie würden Sie Ihre Zeit im Salberghaus beschreiben?

Als prägend. Dort habe ich die ersten drei Jahre meines Lebens verbracht. Viele Studien belegen, dass im Leben eines Kindes gerade die ersten drei Jahre von zentraler Bedeutung sind. Dass diese wichtige Phase entscheidend ist, um eine Basis, einen Schatz für später anzulegen. Aufgrund der schwierigen familiären Verhältnisse konnte ich nicht im Haushalt meiner leiblichen Mutter aufwachsen. Das Salberghaus hat mir trotzdem einen tollen Start ins Leben ermöglicht. Dafür bin ich der Einrichtung sehr dankbar.

Und gibt es dann auch eine Erinnerung, die sie besonders schätzen?

Ja, es gibt Erinnerungen, aber zum Teil sehr verschwommen. Man muss es sich wie Standaufnahmen vorstellen, nicht wie bewegte Bilder. Ich kann mich zum Beispiel an den Flur erinnern, an den Aufenthaltsraum, an den Weihnachtsmann, der dort Geschenke verteilt hat. Ich erinnere mich auch an Schwester Dorothee, unsere Gruppenleiterin. Die Gruppe war bunt gemischt, es gab auch Kinder mit Behinderung. Obwohl wir eine große Gruppe waren, wurde Gemeinschaft großgeschrieben. Ich kann mich nicht erinnern, mich dort jemals ausgeschlossen gefühlt zu haben. Dabei kenne ich dieses Gefühl, vielleicht auch wegen meiner Hautfarbe, aber ich verbinde es nicht mit dem Heim. Ich glaube, dass Gruppen Kinder fördern können. Man lernt früh, aufeinander achtzugeben, man lernt tolerant zu sein, sich anzupassen. Entscheidende Kompetenzen, die einem im späteren Leben weiterhelfen.

Gab es eine Bezugsperson, die Sie besonders geprägt hat oder die einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat?

Ja, Schwester Dorothee. Ich habe sie später kontaktiert. Wir haben uns getroffen und uns lange unterhalten. Ich erinnere mich, dass es im Heim eine Unterscheidung zwischen Schwarz und Weiß gab. Die Nonnen in weißer Tracht haben den Alltag mit uns verbracht. Sie haben unsere Windeln gewechselt, uns gefüttert, mit uns gespielt, sich um uns gekümmert. Schwester Dorothee trug eine weiße Tracht. Die schwarz gekleideten Ordensfrauen waren tagsüber sichtbar, sie liefen im Haus herum, waren aber anderweitig beschäftigt. Obwohl ich wenig mit ihnen zu tun hatte, ist meine Erinnerung mit Angst behaftet. Es muss also eine gewisse Strenge geherrscht haben.

Und wie hat sich die Zeit im Heim auf ihr Leben ausgewirkt?

Ich bin froh, im Salberghaus untergekommen zu sein. In der Regel kommen Kinder aufgrund einer Notlage ins Heim, ein Heimaufenthalt ist ja kein Ferienaufenthalt, und bei mir war es nicht anders. Meine Mutter war alleinerziehend und in einer Beziehung mit einem gewalttätigen Mann. Da ist das Salberghaus eingesprungen und ich bin drei Jahre geblieben. Später wurde eine Pflegefamilie für mich gesucht. Bei der Auswahl ist man sehr gründlich vorgegangen. Für die damalige Zeit, ich bin schon 1970 ins Heim gekommen, war das nicht selbstverständlich.

Von Schwester Dorothee weiß ich, dass es in den Biografien ihrer Schützlinge viele Brüche gibt, aber, und das ist interessant, auch eine beachtliche Anzahl von „Erfolgsgeschichten“. Kinder, die zuerst einen nicht ganz so geradlinigen Weg eingeschlagen haben, aber später dann doch ihr Glück gefunden haben.

Ich bin heute Botschafterin der Ehlerding Stiftung in Hamburg. Wir arbeiten mit belasteten Familien und vermitteln ehrenamtliche Paten. Jeweils ein Kind und ein ehrenamtlicher Pate bilden ein Tandem. Sie fangen an, sich regelmäßig zu treffen und Zeit miteinander zu verbringen. Wichtig dabei ist, eine gemeinsame emotionale Verbindung aufzubauen, denn die Patenschaften stellen eine verlässliche Beziehung außerhalb der Familie dar. Es sind die kleinen Dinge, die die Kinder nachhaltig beeinflussen können.

Was würden Sie den jetzigen Heimkindern gerne sagen, wenn sie könnten?

Heime können das Aufwachsen in einer behüteten Familie nicht ersetzen. Aber für Kinder ist dieses Gefühl, da ist etwas, jemand der mich hält, jemand der an mich geglaubt, sehr wichtig. Ein stabiles Selbstwertgefühl ist die Grundlage für ein gelungenes Leben. Es ist wichtig, eine Person zu haben, die einem sagt, man ist richtig, so wie man ist. Wir alle haben innere Stimmen im Kopf, die pausenlos zu uns sprechen. Diese Stimmen können positiv oder negativ sein. Sie können uns ermutigen oder niederdrücken. Fast immer sind diese inneren Stimmen äußere Stimmen, die sich über Jahre manifestiert haben. Die schreienden Eltern, der übergriffige Onkel. Diese Stimmen sind destruktiv und viele haben ein Leben lang mit ihnen zu kämpfen.

Aus Ihrer Erfahrung heraus, was könnte man als Heimeinrichtung verbessern oder zusätzlich tun?

Im Kern geht es immer um Beziehungen und um Vertrauen. Ich weiß, aufgrund des begrenzten Zeitrahmens, in denen viele Kinder in Einrichtungen untergebracht sind, ist das oft schwierig. Und es gibt viele unterschiedliche Familienkonstellationen, aus denen die Kinder kommen, was es auch nicht leichter macht. Aber eine vertrauensvolle, eins-zu-eins-Beziehung zu einem Menschen, ist das A und O. Kinder lernen über Beziehungen. In Gruppensituationen ist es oft so, dass das Individuum zu kurz kommt. Deshalb wäre es gut, einen vernünftigen Betreuungsschlüssel zu haben, der jedem Kind eine ausreichende eins-zu-eins-Betreuung garantiert. Menschen brauchen Zuwendung. In diesem Sektor sollten nur Menschen arbeiten, die ihre Arbeit nicht als administrative Tätigkeit, sondern für die es als Herzensangelegenheit verstehen.“



Sophia

„Der Abschied vom Salberghaus ist mir sehr schwergefallen“

Sophia kam 2002 mit nur sieben Monaten ins Salberghaus. Heute studiert die 20-jährige Soziale Arbeit, um anderen so helfen zu können, wie ihr als Kleinkind geholfen wurde. Im Interview spricht die junge Frau von Ihrer Zeit im Salberghaus, woran sie sich gern zurückerinnert, wie es für sie weiterging und was sie besonders geprägt hat.

Wie lange waren Sie im Salberghaus?

Ich bin ich am 14.09.2002 ins Salberghaus eingezogen und war bis circa 2007 oder 2008 dort. Ich bin mit sieben Monaten gekommen und mit fünf Jahren wieder ausgezogen.

Wie würden Sie Ihre Zeit im Salberghaus beschreiben?

Meine Zeit im Salberghaus war wundervoll. Es gibt einen großen Garten mit sehr vielen Spielgeräten und Fahrradwegen, dort wurden auch immer tolle Feste gefeiert. Ich war in der Bärengruppe und wir haben auch immer wieder ganz tolle Ausflüge zum Bauernhof, an die Isar oder die Mangfall, in den Tierpark und Streichelzoo und auch Wanderungen zu Selbstversorgerhütten mit Übernachtung gemacht. Aber auch im Haus gab es tolle Erlebnisse, wie zum Beispiel das Mithelfen beim Kochen unten in der Küche oder auch der Kindergarten, in welchem man auch mehr Kontakt zu Kindern anderer Gruppen hatte.

Wie war die Zeit danach?

Nach dem Salberghaus bin ich in die Villa Südsee gezogen. Das war damals eine neue stationäre Einrichtung für acht Kinder in Seeshaupt am Starnberger See. Der Abschied vom Salberghaus ist mir sehr schwergefallen, da ich eine sehr enge Bindung zu meiner Bezugsbetreuerin hatte. Aber im Nachhinein denke ich, war der Umzug in die neue Einrichtung das Beste, was mir passieren konnte.

Wie hat sich die Zeit im Salberghaus auf Ihr weiteres Leben ausgewirkt?

Ich bin meiner damaligen Bezugsbetreuerin und der Salberghaus Leitung sehr dankbar, dass sie sich wirklich viele Gedanken gemacht haben und für mich einen so tollen Platz gefunden haben. Denn nur dadurch, dass so viel überlegt wurde, bin ich heute da wo ich jetzt bin und ich muss sagen es hätte nicht besser sein können. Ich glaube die Zeit im Salberghaus und in der Südsee haben mich sehr geprägt – im positiven Sinne, weswegen ich auch Soziale Arbeit studiere, um andere Menschen genauso zu unterstützen, wie ich unterstützt wurde, um ein selbstbewusstes und eigenständiges Leben zu führen.

Sind Sie noch in Kontakt mit anderen Heimkindern?

Mit den Kindern aus Bärengruppe habe ich leider keinen Kontakt, aber es sind damals noch zwei weitere Kinder aus dem Salberghaus in die Villa südSee gezogen. Und auch jetzt ziehen immer wieder Kinder aus dem Salberghaus dorthin. Ich habe noch sehr viel Kontakt zu meiner Bezugsbetreuerin aus der Bärengruppe und auch zu der meiner jüngeren Schwester, die auch im Salberghaus war.

Wie hat Sie die Zeit gestärkt?

Ich erinnere mich gern zurück an die Zeit im Salberghaus und es ist auch immer wieder schön alte Geschichten zuhören und über bestimmte Erlebnisse zu reden. Auch die vielen Fotos, die ich in den drei Fotoalben habe, welche mit sehr viel Liebe und Mühe gemacht wurden und die Zeit und Momente festhalten, die ich im Salberghaus hatte, sind für mich unersetzlich.

Jennifer Teege über Innere Stimmen: „Das mit den inneren Stimmen ist eigentlich recht simpel, aber genau das macht es so schwer, diese inneren Stimmen aufzulösen. Wenn Kinder aus schwierigen Situationen kommen, sind es die Eltern oder Bezugspersonen, die den Kindern immer und immer wieder sagen, „Du kannst nichts, du bist nichts wert, du machst das falsch.“ Man muss kein Psychologe sein, um zu verstehen, dass diese negativen Aussagen sich im Unterbewusstsein der Kinder festsetzen, wie Affirmationen. Sie wachsen mit einem falschen Narrativ auf. Deshalb es ist wichtig, parallel neue Denkmuster zu entwickeln, denn nur, wenn diese positiven Stimmen erstarken, hat man eine Chance, die alten destruktiven Stimmen, hinter sich zu lassen. Für Viele ist dies eine lebenslange Aufgabe.

Es muss diese andere Stimme von jemandem, der wirklich an sie glaubt, geben, damit das Kind sie auch hören kann. Vielleicht zuerst ganz leise. Über die Jahre und natürlich mit mehr Lebenserfahrung können die Kinder dann eigene, positive Stimmen entwickeln.

Die erste Stimme, auf die man sich beziehen kann, im Kontrast zu den späteren Stimmen, die einem zu oft sagen, man ist wertlos - was Kindern ja oft auf grauenhafter Weise eingetrichtert wird– diese Stimme ist wie ein Samen, der wachsen will. Aber man braucht einen Gegenpart, ein positives Gegenüber, jemand, mit dem man Zeit verbringt, der einem nahesteht. Idealerweise jemand aus der eigenen Familie, aber es kann auch ein anderer Mensch sein, z.B. ein Pate oder ein Lehrer, zu dem man einen guten Bezug hat. Vertrauen aufbaut. Es geht nicht um den Faktor Zeit, es geht und das Gefühl angenommen zu sein, es geht es um Beziehungen und dieses authentische Gefühl, das einem sagt, „Der sieht mich wirklich, so wie ich bin“.



Imani Farah

„Es ist schwierig, aber sehen Sie es als Chance, die ihnen gegeben wird“

Imani Farah ist Mutter von drei Kindern, sie kam 2011 von Somalia nach Deutschland und konnte sich aus persönlichen Gründen nicht um ihre Kleinen kümmern. Die Kinder wurden über zwei Jahre lang im Salberghaus untergebracht, bevor sie wieder zur Mutter ziehen konnten. Hier teilt sie ihre ganz besondere Geschichte.

Können Sie mir ein bisschen von sich selbst und Ihrer Geschichte erzählen?

Ich bin 35 Jahre alt, ich komme ursprünglich aus Somalia und bin 2011 über Äthiopien und Italien nach Deutschland gekommen. Danach habe ich schnell geheiratet. Mein erstes Kind habe ich in Deutschland in 2012 bekommen, das zweite in 2013 und das dritte in 2015. Als ich mit dem dritten Kind schwanger war, habe ich mich von meinem Mann getrennt, da wir einige Probleme hatten. Als das Kind dann geboren war, hab ich Depressionen gehabt, meine Mutter war sehr krank und ich hatte viel Stress mit meinem Mann. Ich war in einer echt schwierigen Situation. Ich konnte nicht auf die Kinder aufpassen, ich konnte nicht kochen, ich konnte nicht saubermachen, ich konnte den Haushalt nicht mehr machen. Im November 2015 hat sich das Jugendamt eingeschaltet und dann sind die Kinder ins Salberghaus gekommen.

Können Sie mir ein bisschen von dieser Zeit erzählen, als Ihre Kinder ins Salberghaus kamen?

Als die Kinder 2015 ins Salberghaus kamen, war das für mich erstmal ein Desaster. Das war ganz schlimm, ich war krank, konnte kein einziges Wort Deutsch und eine Frau vom Jugendamt hat meine Kinder genommen. Das war sehr schwierig, ich hab die Situation auch einfach nicht verstanden – auch das mit dem Salberghaus nicht, das war zuerst sehr schlimm. Für mich war das Jugendamt erstmal der Feind, weil sie mir die Kinder genommen haben. Nach vier oder fünf Wochen habe ich dann aber gesehen, dass die Kinder gut versorgt sind. Ich konnte aber nachts immer noch nicht schlafen und weinte viel. Dann hat das Jugendamt gesagt, ich soll einen Psychologen aufsuchen, das habe ich dann auch gemacht. Ich konnte die Kinder auch zwei, dreimal die Woche besuchen. Es war zwar schwierig, aber nachdem ich die Kinder besuchen konnte und den Psychologen aufgesucht habe ging es mir langsam besser. Sie haben alle mit mir sehr gut zusammengearbeitet, den Kindern ist es gut gegangen, ich hatte meine Zeit mit ihnen, niemand war mit mir böse. Dann, nach ein paar Wochen, habe ich

gemerkt, wie ich meine Perspektive verändert habe. Ich wollte mich verbessern, mehr Deutsch lernen, einmal die Woche zum Psychologen gehen. Die Situation hat mich richtig wachgerüttelt.

Wie war die Zusammenarbeit mit dem Salberghaus?

Ich hab viel gelernt. Zum Beispiel hab ich von den Mitarbeiter*innen im Salberghaus gelernt, wie ich mich am besten um die Kinder kümmere, und auch Dinge mit ihnen machen kann, die nicht viel Geld kosten. Wir haben oft im Sandkasten gespielt. Die Kinder waren ja auch noch sehr klein und ich wusste oft nicht, was ich dann mit ihnen machen kann, wenn ich sie besuche. Ich habe viel Unterstützung vom Salberghaus bekommen, wir haben viele Aktivitäten zusammen gemacht. Ich habe ein sehr gutes Verhältnis zu den Erzieherinnen gehabt. Am Anfang hab ich Angst gehabt, aber dann wurde ich offener. Ich hab wirklich viel gelernt.

Gab es positive Aspekte, die Sie zu schätzen wissen?

Was heißt es, dass das Jugendamt kommt? Es heißt, die Eltern sind in einer schlechten Situation. Das Salberghaus hat mir also über zwei Jahre lang die Möglichkeit gegeben, an mir selbst zu arbeiten, mich zu verbessern und meine Kinder waren in Sicherheit. Ich konnte sie dann mehrmals die Woche besuchen und konnte mit ihnen auch tagsüber Dinge unternehmen. Ich hatte eine gute Bindung, aber es war trotzdem schwer, wenn ich abends alleine nach Hause musste. Die Kinder wurden auch psychologisch betreut, sie haben sehr viel im Salberghaus gelernt. Und in dieser Zeit habe ich eben an mir gearbeitet. Für mich war das primär keine Zeit, in der mir die Kinder genommen wurden, sondern Zeit, die mir geschenkt wurde, um es besser zu machen, um mich zu verbessern.

Wie hat sich diese Zeit auf Ihre Zukunft, also auf das Heute ausgewirkt?

Heute ist alles anders. Und in dieser Übergangsphase war das Salberghaus sehr wichtig. Für mich ist die Zeit nach dem Salberghaus wie eine neue Ära. Jetzt verstehe ich viel, zum Beispiel das Schulsystem oder Kindergärten, was brauchen die Kinder? Ich verstehe die Gesellschaft jetzt auch besser.

Wie ist die Situation heute?

Uns geht es gut. Jetzt wohnen wir in einer großen Wohnung, das ist trotzdem eine Einrichtung und gehört zum Adelgundenheim – aber es gibt keine 24-Stunden-Betreuung. Den Kindern geht es gut, meine älteste Tochter geht ab September aufs Gymnasium. Ich hab den Mittelschulabschluss gemacht, und ich mache jetzt eine Ausbildung.

Irgendetwas, das Sie noch gern erwähnen möchten?

Ich möchte allen Eltern, die in meiner Situation sind, sagen: Es ist schwierig, aber sehen Sie es als Chance, die Ihnen gegeben wird. Die Kinder sind wirklich gut versorgt, es geht ihnen gut. Die Mitarbeiter im Salberghaus sind sehr gut mit den Kindern. Ich kann Eltern aus meiner Erfahrung heraus sagen, dass die Kinder ins Salberghaus kommen ist nicht das schlimmste, das schlimmste ist, wenn wir in unserer Box bleiben und keine Hilfe in Anspruch nehmen.



Monika Boukari

„Eine Inobhutnahme passiert nicht aus dem Nichts heraus“

Seit über 20 Jahren arbeitet Monika Boukari im Salberghaus und hilft Kinder und ihren Eltern in schwierigen Lebenslagen. Heute leitet sie die Bereiche Inobhutnahme und Bereitschaftspflege und wird oft mit sehr schwierigen Situationen konfrontiert. Wie sie damit umgeht, was sich in den letzten Jahren verbessert hat und welche Geschichte ihr besonders im Gedächtnis geblieben ist erzählt sie im folgenden Interview mit uns.

Was genau hat man sich unter einer Inobhutnahme vorzustellen?

Inobhutnahme ist erstmal ein juristischer Vorgang. Das heißt ein Kind ist in einer so gefährlichen Situation, dass keine andere Maßnahme genügt, um die Gefahr von dem Kind abzuwehren. In der Praxis heißt es, ein Kind wird aus der Familie herausgenommen. Eine Inobhutnahme passiert nicht aus dem Nichts heraus, meist weiß das Jugendamt schon länger Bescheid und fühlt vor. Die Lage ist manchmal so hoch eskaliert, dass die Situation, in der sich das Kind am Tag der Inobhutnahme befindet, ganz anders ist als die alltägliche: es ist vielleicht bei der Oma oder bei jemand anderem, da gibt es manchmal weite Kreise, das kann auch eine Freundin sein. Aus dieser Situation heraus muss das Kind aufgenommen werden, das zeigt eigentlich schon die vielfältigen Herausforderungen, die auf einen zukommen können, wenn ein Kind in Obhut genommen werden muss.

Was steht für Sie im Vordergrund beim Prozess der Inobhutnahme?

Eine Inobhutnahme muss immer so durchgeführt werden, dass es für das Kind so schonend wie möglich passiert. Inobhutnahme ist ein potenziell dramatisches Erlebnis.

Und was kann man tun, um es für das Kind einfacher zu machen?

Es ist vor allem wichtig, die Situation so gut wie möglich vorzubereiten. Wir bekommen heutzutage in der Regel Anrufe, manchmal noch eine Mail – wir versuchen immer, möglichst viele Informationen über die Situation zu bekommen. Man darf nicht vergessen, wir sind eine Einrichtung, die im stationären

Bereich, Kinder im Alter von 0 – 6 Jahre aufnimmt. Da können sie sich wahrscheinlich schon vorstellen, wie vielfältig die Palette ist. Wichtig ist also, so viele Informationen wie möglich zu sammeln und ein Bild von dem Kind und von der Situation zu bekommen. Darauf kann man dann aufbauen, um die Inobhutnahme so schonend wie möglich zu gestalten. Am schwierigsten sind Inobhutnahmen mit großem Polizeieinsatz, wo es manchmal nicht zu vermeiden ist, dass die Kinder von den Eltern regelrecht weggerissen werden – das hört sich schlimm an, ist aber manchmal so, weil es da tatsächlich mit körperlichem Einsatz der Polizeibeamten nicht anders geht.

Am besten laufen Inobhutnahmen, wo es mit dem Einverständnis der Mutter – meistens sind es die Mütter – geschieht. Ich arbeite seit 20 Jahren in der Inobhutnahme, aber mich erstaunt es immer wieder, wie häufig es gelingen kann im Sinne des Kindes zu handeln. Und wie viele Eltern, mit denen wir es zu tun haben, tatsächlich das Beste für ihre Kinder wollen, obwohl es ja erstmal eine Zwangsmaßnahme ist. Es gibt auch Eltern, die um eine Unterbringung des Kindes bitten, was sehr verantwortlich ist.

Im generellen ist es wichtig, die Eltern mit ins Boot zu holen, das kann die Situation fürs Kind um Längen bessern. Weil es dann auch Dinge gibt, die die Kinder mitnehmen können. Bei sehr kleinen Säuglingen zum Beispiel ein Tuch, das nach der Mutter riecht, oder ein Kuscheltier, sodass nicht alles neu und unvertraut ist, weil das natürlich die größte Herausforderung für die Kinder ist, sie kommen komplett aus ihrer vertrauten Umgebung und müssen sich auf alles Neue einlassen: neue Menschen, neue Umgebung, andere Kinder, da ist ein Begleiter einfach sehr hilfreich. Für ältere Kinder sind das dann oftmals mehr Sachen, das können die Schulsachen sein, die ein Kind mitnehmen kann. Es sollte nicht zu viel sein. Sonst ist es unüberschaubar. Sehr hilfreich ist es auch, wenn wir von den Müttern wichtige Gewohnheiten der Kinder übermitteln bekommen, zum Beispiel, das Lieblingsessen oder was mag das Kind gar nicht.

Wie lange dauert dieser Prozess?

Die kürzeste Inobhutnahme kann in einer halben Stunde gegebenenfalls umgesetzt werden. Das haben wir hin und wieder gehabt. Das sind meistens sehr kleine Kinder. Es kann sich aber auch über Tage, manchmal sogar Wochen, hinziehen. Das Jugendamt wird vorab schon angefragt, bei Familien, wo Probleme vorhanden sind. In der Regel sind dann bereits ambulante Maßnahmen vorhanden und es zeichnet sich ab, dass es kritisch werden könnte. Das kann dann es schon mal 23 Stunden dauern. Dann werden die Kinder auch aus Krippen, Kindergärten usw. abgeholt und zu uns gebracht. Also es kann von einer halben Stunde bis zu 34 Stunden dauern, und manchmal eben auch mehrere Monate. Manchmal werden Kinder auch angekündigt und dann wieder abgesagt, weil sich die Sachlage wieder beruhigt hat, und dann taucht der gleiche Fall ein paar Wochen, oder auch Monate später wieder auf.

Wie geht dieser Prozess dann weiter?

Dazu gibt es eine riesengroße Auswahl, da gibt es ein richtiges Fluss-Diagramm. Also die Situation muss analysiert und ausgewertet werden. Es gibt da wirklich eine ganz, ganz breite Palette von Kindern, die zum Beispiel nur in Obhut genommen werden, weil die Mutter entbindet und von ihrem Umfeld niemand zur Verfügung steht, der die anderen Kinder, die schon auf der Welt sind, betreuen kann. In der Regel haben wir es allerdings schon mit Familiensituationen zu tun, bei denen meistens auch andere Problematiken vorhanden sind, die aber unter Umständen nicht dazu führen, dass das Kind länger als

für den Zeitraum der Entbindung der Mutter und vielleicht noch so ein kleiner Puffer danach untergebracht werden muss. Dann gibt es auch nicht viel zu analysieren.

Es gibt aber natürlich auch die Fälle wo genau aus so einer Situation heraus ein Kind dann doch bleibt, weil es eben nicht zurückgeführt werden kann. Da haben wir wirklich schon die erstaunlichsten Geschichten erlebt.

Ist die Situation komplexer, dann muss tatsächlich gut hingeschaut werden. Wie kam es zur Inobhutnahme, wie ist die Perspektive? Es gibt drei mögliche Perspektiven. Ein Kind kann wieder zurück, weil man eben die Aspekte, die zu einer Aufnahme geführt haben, entsprechend bearbeiten kann. Die zweite Möglichkeit ist eine stationäre Unterbringung. Die Dritte ist eine Unterbringung in einer Pflegefamilie. Eine Perspektive für die Rückkehr muss immer vorhanden sein, das ist gesetzlich vorgeschrieben – dies muss im Grunde bis zur Volljährigkeit des Kindes immer wieder geprüft werden. Diese muss schon sehr unwahrscheinlich sein, um das Kind langfristig in ein anderes Familiensystem zu vermitteln. Wichtig ist natürlich, dass alle Beteiligten gut eingebunden sind. Wir sind im Grunde das Institut, das für die Unterbringung des Kindes zuständig ist. Wir werden in die Perspektiventwicklung meist stark mit einbezogen. Wir entscheiden aber letztendlich nicht darüber, ob ein Kind zum Beispiel zurückgeführt wird oder nicht – auch nicht immer das Jugendamt. Manchmal leiten Familien auch ein gerichtliches Verfahren ein und legen dann zum Beispiel Einspruch gegen die Inobhutnahme ein. Dann haben wir das auch nicht so selten, dass Kinder in dieser Situation zurückgeführt werden, obwohl wir ganz massiv das Gegenteil empfehlen – aufgrund dessen, was wir am Kind sehen und eventuell auch an den Eltern, bei Elternkontakten, die bei uns im Hause stattfinden.

Können Sie über die Zusammenarbeit mit den leiblichen Eltern berichten?

Das Wichtigste ist so gut, wie möglich mit den Eltern zusammenzuarbeiten. Häufig, wenn die Eltern bei der Inobhutnahme dabei sind, ist es im Sinne des Kindes, aber auch für die Eltern natürlich sehr hilfreich, wenn sie sehen, wo kommt denn mein Kind hin, was sind das für Menschen? Es ist ganz wichtig, dass die Eltern wissen: „Ich kann mein Kind auch bald wiedersehen“. Man muss natürlich abwägen, weil die Kinder auch erstmal Ruhe brauchen, um dort anzukommen, wo sie für den Zeitraum X leben werden. Das heißt, der nächste Tag bietet sich jetzt nicht unbedingt an. Aber der erste Kontakt nach Inobhutnahme, sollte möglichst innerhalb der nächsten zwei bis drei Tage stattfinden.

Und dann gibt es natürlich Gespräche mit den Eltern, die sehr unterschiedlich angenommen werden. Es gibt viele Eltern, die sehr gerne und sehr viel mit uns sprechen und denen es gut gelingt in die Reflexion zu kommen, die Situation anzuschauen. Hier ist die Zusammenarbeit oft sehr positiv. Es gibt aber auch immer wieder Eltern, die komplett abtauchen, und wir nie wieder was von ihnen hören. Dann gibt es Fälle, wo erstmal eine Zeit vergehen muss und die Eltern melden sich dann bei uns. In der Regel möchten sie dann ihr Kind sehen. Jetzt muss man natürlich ausloten, wie geht es dem Kind, wie lang war der Zeitraum, indem sich die Eltern nicht gemeldet haben, wie kann man das vermitteln? Und dann ist natürlich ein wichtiger Punkt, den Eltern zu vermitteln, dass sie ihr Kind sehen dürfen, das ist bis auf sehr wenige Ausnahmen möglich. Die Ausnahmen sind dann, wenn es eine schwere Misshandlung oder sexuelle Gewalt stattgefunden hat.

Wir sind häufig ein Scharnier zwischen Jugendamt und Eltern. Es gibt sehr viele Fälle, wo das Jugendamt der Feind ist, weil es das Kind in Obhut genommen hat. Wir sind dann die Guten, weil wir das Kind gut versorgen. Das wird häufig von den Eltern gesehen und anerkannt. Es ist mir immer wichtig gewesen, dass wir den Eltern gegenüber auch ganz ehrlich sind. Es ist wichtig gute Beziehungen zu den Eltern aufzubauen, aber auch die Dinge zu benennen, die kritisch zu sehen und zu bewerten sind.

Monika Boukari und die schönste Geschichte, an die sie sich erinnert:

„Die schönste Geschichte, die mir dazu einfällt, das ist eine junge Frau gewesen, die war psychisch sehr krank, da waren sehr viele Störungen vorhanden. Sie war Anfang 20 und hatte selber eine Jugendhilfe-Geschichte im Hintergrund und dann hat sie ganz unvorbereitet einen kleinen Sohn bekommen. Sie wusste trotz Voruntersuchung nicht mal, dass sie schwanger war. Wir haben das Neugeborene in Obhut nehmen müssen, weil sie einfach von ihrer Erkrankung her überhaupt nicht in der Lage war, das Kind zu versorgen. Dadurch, dass die Schwangerschaft ungeplant war, fiel auch erstmals die Perspektive Mutter-Kind-Einrichtung weg. Es hat sich dann auch herausgestellt, dass sie aufgrund ihrer Erkrankung nicht in der Lage gewesen wäre, sich in der Gemeinschaft einzufügen. Es kam dann auch raus, dass die Mutter während der Schwangerschaft, weil sie es nicht wusste, weiterhin ihre sehr starken Medikamente genommen hat. Der kleine Junge war allerdings kerngesund. Die Mutter war an dem Tag, als die Bereitschaftspflege kam, mit auf Station. Das kann wirklich ganz, ganz schwierig sein, wir hatten die Polizei auch vor Ort. Es ist aber dann tatsächlich so gut gelungen Vertrauen zur Mutter aufzubauen, dass sie das Baby der Bereitschaftspflege selbst in die Arme gelegt hat, ich sehe das heute noch vor mir. Es war wirklich ein schöner Moment.

Irgendwann wurde auch klar, dass das Kind in eine Pflegefamilie gehen wird. Auch da war es so, dass ich das der Mutter übermittelt habe, am Anfang war das schwierig, weil sie immer davon gesprochen hat, dass sie ihn zu sich nehmen will, aber das war einfach nicht möglich. Er kam dann 2012 in eine ganz wunderbare Pflegefamilie und geht nun auch seinen Weg.“

Welche (positiven) Veränderungen haben Sie über die Jahre beobachtet?

In den Wohngruppen hat sich tatsächlich der Stellenschlüssel und die Bezahlung sehr verändert. In jeder Gruppe wird angestrebt, immer eine dritte Kraft mit zu installieren. Also da haben sich die Arbeitsbedingungen in den Notaufnahmegruppen innerhalb dieser 20 Jahren wirklich deutlich verbessert. Das ist richtig gut.

Und in der Bereitschaftspflege werden die Bedürfnisse der Bereitschaftspflegekräfte heute besser und deutlicher gesehen. Wir müssen jetzt nicht mehr so sehr darum kämpfen, dass die Bereitschaftspflegekräfte, auch im Sinne des Kindes, nach einer Vermittlung in eine Dauerpflegefamilie noch Betreuungskontakt halten können. Früher war es so, dass am Tag des Umzuges der Kontakt abgebrochen ist. Wenn der Kontakt noch da ist, gibt es ein viel besseres Verständnis dafür, dass man gut hinschauen muss, welches Kind von welcher Pflegefamilie aufgenommen werden kann. Es gibt also immer Gegebenheiten in der Familie, Dinge zu berücksichtigen und da hat sich tatsächlich viel verbessert.

Übergeordnet würde ich sagen, was für beide Bereiche gilt ist, dass das Verständnis bei den Jugendämtern, dass wir in die Perspektiven der Kinder mit einbezogen werden sollen viel größer geworden ist und auch die Bereitschaft, uns Informationen zu geben, um das Beste für das Kind zu tun.





Salberghaus

Theodor-Heuss-Str. 20

85640 Putzbrunn

Tel: 089/600930

Mail: salberghaus@kjf-muenchen.de



Katholische Jugendfürsorge
der Erzdiözese
München und Freising e. V.

